

## Am Gedächtnistage unserer lieben Entschlafenen.

Wenn im Kloster Corvey ein Mönch mit Tode abgehen sollte, fand er drei Tage zuvor auf seinem Stuhl im hohen Chor eine weiße Rose von unsichtbarer Hand niedergelegt. Sah er dieses Zeichen, so wußte er: Nach dreien Tagen wird der Herr seine Seele fordern, — und er ging hin, beizete dem Abte und machte sich fertig zum Heimzuge. So erzählt die Sage.

Heute fällt auf unseren Lebensweg die weiße Rose. Die Gloden läuten die ernste Botschaft: gedenke, gedenke an Deinen Tod. Unzählige wandern heute vor die Thore der Stadt, Wehmützig im Herzen, Thränen im Auge, Kränze in der Hand . . . von ferne schimmert die weiße Rose.

Still ist es um Kreuz und Leichenstein. Der Wind raschelt in den braunen Wäldern, jagt sie auf, treibt sie nieder, füllt im die Stengel der verdorrten Blumen. . . so still ist es und so heimlich . . . und doch wie vernünftig die Sprache der stillen Gräber!

Da liegt ein kleines Grab, von dichtem Epheu umrankt. Unter dem grünen Hügel schläft die Blume der Eltern, die Sonne des Hauses. Wie das süße Kind mit dem Tode ringen mußte und mit seinen fliehenden Augen Vater und Mutter suchte, als schon die Stimme verlagte. . . wie Vater und Mutter sich weinend abwendete, machlos vor dem König der Schreden. . . wie dann der majestätische Augenblick eintrat, der das schmerzvolle Kindergeflücht friedlich verläßt. . . ach! wenn der Hügel erzählen wollte, wie die Mutter die Hände gerungen und der starke Mann sein Angesicht in die Hände barg. . . aber draußen ist's still und schwiegelm und der Novembervind rauscht über das kleine Grab.

Dort ein frisches Grab! Der dort schläft, wurde in seiner besten Manneskraft abgerufen. Uebermüthig freudte der Tod seine Hand nach dem so voll schlagnenden Herzen, achtete nicht der Thränen, welche ein bleiches Weib vergoß, nicht der hilflosen Kinder, die des Vaters zerbrochen Arbeit noch so lange bedurften, . . . gebrochen der Baum, die Flamme verloscht. . . irdisches Wesen, was ist's gewesen? in einer Stunde geht es zu Grunde, sobald die Lüfte des Todes drein wehen — still und heimlich rauscht es um das frische Grab.

Und da und dort! Da ruht ein Greis, dessen Kraft längst gebrochen war, dessen Auge aber immer noch hell in die Gotteswelt ausschaut. So oft man den alten Herrn langsamem Schrittes durch die Straßen wandern sah, freute man sich seiner Erscheinung. . . er verforperte längst entschwundene Zeiten und wußte dem jungen Geschlechte von Kampf und Sieg zu erzählen. Nun ist sein frohgemeiner Mund geschlossen und der Winterwind singt seinem milden Haupste das Schummerlied.

Und weiter — da liegt eine Freundin Deiner Jugend, dort ein Kamerad, mit dem Du manche frohe Stunde verlebt hast — Du glaubst nicht, daß er Dir so bald von der Seite gerissen würde, ja

heut kommen viele Boten zu Dir von Vorgesetzten, gebent an Deine Töchter, gebent an Deinen Tod.

Hügel auf, Hügel ab, . . . bekannte Gräber und einsame Gräber. . . das Auge wird feucht und Niemand sühlt die Thräne, die auf dem Gottesacker gemeint wird. Nicht alle Thränen sind Schwachheit, nicht alle Thränen entehren den Mann, . . . es ist doch weinenswert, wie der Mensch gleich des Graues Blume dahingehet. Welch' ein Schatz von treuer Liebe ist doch draußen eingelenkt! Welch' eine Fülle von kindlicher Einfaht und wahrer Herzensrömmigkeit liegt unter dem Haie! Große Hoffnungen, der Erfüllung har, gottgegebene Kräfte, dem Arbeitsfelde entrissen, Schätze von Energie und Geisteskraft, der Adlerflug hoher Gedanken, die Sinnigkeit tiefer Gemüther, der Frohsinn lebenskräftiger Charaktere, . . . Alles vorüber und dahin. . . das ist weinenswert und Niemand wehrt den Thränen, die aus alten und jungen Augen rinnen. Und an das Herz pödt der Gedanke:

Nur einmal zöger's, Das ist am Morgen stellt sich nicht ein, Zu jener Zeit, Das habe Fröhlichkeit, Da wachst Du vorher Geschoben bist!

Auf dem Friedhofe so Ottenjen trägt ein berühmtes Grab die Aufschrift:

Saat, von Gott gelät, am Tage der Garben zu reifen — der diese Aufschrift schrieb, hatte den Friedhof im Lichte eines Saatesfeldes gesehen und in dieser Anschauung Trost in seinem hehren Tode gefunden. Und gewiß ist es ein liebliches Bild, im Gottesacker ein Saatesfeld zu erkennen.

Ich habe niemals ohne innere Bewegung und Erbauung an einen Saatesfeld vorbeigehen können. Da geht der Säemann die Furchen entlang und wirft die Samenkörner mit voller Hand aus. Sie fallen in den gelockerten Boden und auf sie fällt der Regen des Himmels und bettet sie noch weicher, und auf sie senkt sich der Schnee und hält sie warm ein. Und während sich die Leihende über den Aker breitet, regt es sich in der Tiefe und

das Samenkörnerlein prengt seinen Sarg und dehnt sich und reckt sich, jagt sich voll Kraft und Licht und wenn der Frühlings in die Sturmpojanne kößt, dann steht die grüne Hsalarig da und Niemand sieht es ihr an, daß sie aus dem Moder und aus der Verwehung entstanden ist.

Auch wir haben geläet . . . still ruhen und schlafen die Samenkörner.

Sie schlafen! . . . Dein Kindlein schläft . . . als es noch bei Dir in seinem Bettchen lag, da hast Du oft das schlafende Kind betrachtet und Dich des Augenblicks gefreut, da es seine großen Kinderaugen aufstun würde, — nun schläft's draußen und einft wird es seine verklärten Augen verundert aufschlagen! Die Deinen schlafen! Wie wohl war es Dir ums Herz, wenn Du sie ruhig schlafen wußtest, derweile Du noch wachtest und sorgtest, — nun ist Dir die Sorge und ihnen die Unruhe genommen, — draußen ist sie still und in Dir wird es auch still.

Freilich, das Herz kämpft sich zusammen, wenn man der Bitterkeiten des Todes gedenkt und wer einmal Fleisch von seinem Fleisch herbeigt hat, der weiß, wie wehe das Scheiden thut. Es giebt ein mundebares Lied von Nordheim und Meister Raff hat es rührende Sangesweise dazu edacht, darin heißt es und wie einfach der Gedanke dazu ist, er findet im tiefsten Herzen den Widerhall:

Ach, Leben, Sterben wär nicht so schwer, Wenn unser Herz nur stille wär!

Ja, man muß wissen, welch' ein verborgener Segen gerade im Trennungsleide liegt, wie da unendlich Kräfte nachquellen, die man zuvor nicht gefannt, welch' tiefe Blicke in die Geheimnisse göttlichen Weltens und Geschöftswunders einem da aufgehen, um still zu werden. Und stille Menschen finden heute auf dem Friedhof bei allem Schmerz Erhebung und Ergebung.

Für Unzählige unserer Zeitgenossen ist freilich der Friedhof nichts weiter als ein Verewungssader. Laut genug erhöhen die Stimmen, welche der Lebenshoffnung längst Valei gelagt haben. Tod, ewiger Tod, so jagen sie, ist das Ende des Ganges wie des Einzigen. Denn des Einzigen Leben ist ohne Zweck, er lebt nur, um wieder zu sterben, und stirbt er, so kehren die Stoffe, aus denen er gebildet war, in das Allgemeine zurück, um neue Verbindungen einzugehen. Es ist Alles eitel.

Der Wald verdorrt! dahelste hat Natur mit welchem Raub und totem Glück gewollt! gleich gilt's dem Augenblick der Weltenuhr, ob er als Thäne, ob als Blatt verrollt —

mit solchen Vernichtungsgegenden an den Gräbern seiner Lieben stehen, heißt Menschwürde und Selenadel daran geben.

Nein, wie auch der Tod das Sinnensfällige zerflört, über das, was als eigentliches Leben in diesen zerfallenden Körper pulstet, kann er nicht Meister sein. Alles wahre Leben flammt aus der Höhe und was aus der Höhe entspringt, kann nicht in der Tiefe der Vernichtung untergehen. Wohl ist und bleibt der Tod ein König der Schreden und es geht für das natürliche Gefühl ohne Grauen nicht ab, wenn man an den gemaltigen denkt. Man muß an Sterbenden gefanden haben, muß das Ragen und Bangen wahrgenommen haben, das auch den Stärksten übermannt, muß die Todesangst, das Sehnen, die steigende Beklemmung, den ganzen schweren Kampf als ohnmächtiger Zeuge mit durchlebt haben, um vom Tode reden zu können. Selten ist er ein sanftes Entschlafen, ein jungfräuliches Hinschlafen. . . er gerade an den Sterbelagern wird man die Ueberzeugung gewinnen, daß der Tod nicht den Stillstand einer lastvollen, aber marschen Maschine, sondern die Entseffung der lebendigen Seele bedeutet. Und hat man das erkannt, dann wird man innerlich stille werden!

Ach manches Herz möchte in diesen Stunden lieber laut ausbrechen statt stille sein, gedenkt es der Verluste, welche ihm die verloschene Zeit gebracht hat. Lebendig werden sie wieder die Gestalten unserer Vordedeten, die jetzt draußen liegen unter dem herbstlichen Hügel, zarte Kinder und lebensmilde Greise, sorgende Väter und Mütter, geliebte Gatten und Gattinnen, blühende Jünglinge und Jungfrauen. Da sind Verluste, die nur ein Herz im stillen Grunde ganz fühlen kann, und solche, die von weiteren Kreisen mitgeföhlt werden. Da sind Namen, die im engen Kreise des Hauses verhallen, und Namen, die fortönen werden in die kommenden Geschlechter. Sie sind weggerufen vom Lebensfeste, und von der leer gewordenen Tafel eilen wir im Geiste hinaus an ihre Todtenbestine, um zu sinnen und zu selern.

Welche Ernte hat der Tod gefahen — wer steht heute nicht demüthigen Herzens an den beiden noch so frischen Kaisergräbern?

Unlere Zeit und das Geschlechte, welches in ihr lebt, trägt sich selten nur und ungernt mit den Schmerzern vergangener Tage. Tief scharfmerzige Ereignisse — wie bald sind sie vergessen! Hervorragende Verdienste, — wie bald sind sie begraben! Aber am Gedächtnistage unserer lieben Entschlafenen vernagt kein Deutlicher auf dem Friedhofe stille zu stehn, ohne im Geiste an die beiden Kaisergräber zu treten, die sich uns so schnell und ungeachtet aufgethan haben.

Wir versetzen uns im Geiste in das beschiedene Sterbezimmer Kaiser Wilhelms. Auf dem schmalen Feldbette liegt der greise Held; sein Antlitz verfallen, aber das schöne blaue Auge immer noch klar und hell; seine Gestalt unter den Schwauern des Todes erbebend, aber sein Herz bei denen, die es liebte, . . . nun erhebt der Hausgeistliche seine Stimme und liest dem heimgehenden Herren liebe, blühliche Worte, und als er demüthig dankt: „Derr, nun läßtst Du Deinen Diener in Frieden fahren“, da leuchtet des Kaisers Auge noch einmal auf und vernemlich spricht er: „Ja — in Frieden!“ Wer so stirbt, der stirbt wohl! Nein, wer so stirbt, der geht zum Leben ein!

Er lebt bei uns! Unvergessen wird jene beryliche Demuth sein, in welcher der Herrscher, dessen Scepter von der Maas bis an die Memel, von dem Welt bis an den Rhein reichte, sich vor dem König der Könige beugte; unvergessen jenes seltsame Göttertrauen, das überall da, wo die Wogen sich thürmten und die Wogen stürmten, sein Wollen kennzeichnete; unvergessen jene unbegrenzte Gerechtigkeit, in welcher er weder nach rechts, noch nach links schaute, ein König, dem das Rechtsbewußtsein zur zweiten Natur geworden war, — er lebt durch die Gräber fort in jener festen Entschiedenheit, mit welcher er an dem festhielt, was er einmal als recht erkannt hatte, in jener redlichen Einfachheit, welcher aller äußere Schein gegenüber war, sobald ihm die innere Wahrheit fehlte, in der aufrichtigen Wiederleit, mit welcher er jeden gewann, dem sein Anblick einmal vergnügt war. Das weite Maßhalten in dem Uebermaß seiner Erfolge, die Treue gegen sich selbst, auch da, wo ihm die Erfüllung seiner Pflichten schwer werden mochte, das Parteilich, welches da an herrlichsten hervorbrach, wo er den Gegner begnügt sah, die Treue in der Regententhat, welche ihn selbst auf dem Sterbebette nicht verlassen hatte, — im Anblick dieses so überaus herrlichen Lebens fällt man, daß es uns nicht entziffen ist und wie auch der Novembervind um das königliche Mausoleum streift, wir fühlen es, daß diese Grabstätte für uns einen Schatz birgt, über der der Tod keine Macht hat. Kaiser Wilhelm lebt und wo heute sein großer Name ausgesprochen wird, da ist man sich von ihm als lebendigen Segens bewußt.

Schweigend liegt das tannenumflandene Mausoleum da und schweigend erhebt sich die stille Friedenskirche mit ihrer trüben Kaisergruft. Niederbeugt nach in übergroßer Trauer um den greisen Helden und Friedensfürsten, der sein Volk groß und eilig gemacht, trat uns der entseffliche Schlag mitten ins Herz, . . . in der Friedenskirche haben wir den zweiten hochsolennischen Kaiser bestanden müssen! Gestirgt sind die wenigen Wochen vorübergekauft, in denen er das Scepter führen durfte und lebensvoll waren die Tage, welche den gereiften Mann auf den Thron führten und auf dem Thron erneuerten. . . aber sein Bild steht vor uns in edelster Schönheit. Dieses Auge, aus dem eine Freundlichkeit ohne gleichen leuchtete, diese Stirn, an deren Schläfen die idealsten Gedanken ruhten, dieser Mund, der in so gewinnender Beutlichkeit zu sprechen und zu scherzen verstand, dieser Sinn, der in dem bunten Wechsel der Tage nur auf das Höchste gerichtet war — so statet Gott seine Lieblinge aus! Und so nahm ihn Gott zu sich nach unendlich lebendigem Kampfe. Was sterben heißt, stückweis sterben, er hats erfahren. Da sorgt und pflegt die Liebe. . . und der Kranke weiß, daß alle Wissenschaft und Kunst unsonst; da sammeln sich die Söhne und Töchter im Krankenzimmer. . . und der Vater weiß, daß sie ihn in ihrer Liebe über seinen Zustand nicht hinwegtäuschen können; . . . es rauscht der Frühlings herin, . . . er sühlt, daß es sein letzter sei; die Sonne liegt auf der Donnschaft, . . . er weiß, daß er sie nicht oft mehr schauen wird; es klingt Glockenläuten in das Krankenzimmer, . . . er weiß, daß die Gemeinden für ihn beten — nun hat er ausgerungen und wenn heute die Gloden der Friedensstraße läuten, dann klingen sie Frieden und Segen um sein williges Grab.

Was geboren wird, muß sterben und irdische Größe und menschliche Schöne ist Todesheute. Aber, ist das Leben nur dazu da, um in das Nichts zu versinken? flackert das Lebenslicht nur zwei Minuten, um in der dritten zu verlöschen? Wäre es so, dann wäre der Tod die einzige Großmacht, dann wäre die Verewung das Wesen der Dinge, wie dreihundert Millionen Menschen heute noch glauben. Dann haben sie Recht, die sich vor dem Vernichter Schiva zitternd und winfelnd zu Boden werfen, dann mögen wir nur die Arme trostlos in einander schlagen „lösch' aus, mein Licht, in Nacht und Graus! Bei Gott ist kein Erbarmen, o weh, o weh uns Armen!“

Still ist es und heimlich um Kreuz und Leichenstein, aber wie wir jetzt die Augen über die zahllosen Gräber schweifen lassen, da sehen wir über die Hügel hin eine lichte Gestalt wandeln. Licht ihr Kleid und licht ihr Auge und wie sie uns näher und näher kommt, da geht ein Deben durch unsere Seele und wir erkennen nun, tief gebemüthigt und doch hoch befestigt: „Wir leben oder sterben, so find wir des Herrn!“

Das tröstet, das erheitert — das ist Frieden im Leibe und Segen im Schmerz.

K. St.





Verwehtes Laub, verwehtes Glück.

(Herbliches Stimmungsbild.)

Der Frühling hielt seinen Einzug, da standen sie beide auf der Höhe des grünenden Hügel, an dessen Abhänge der kleine Friedhof liegt.

Sie hielten einander innig umschlungen und athmeten die Wärme eines eben erblühten Liebesglüdes. Ueber ihnen rauschte eine alte Linde, und aus dem Thale klang das Läuten der Abendglocke zu ihnen herauf.

„Noch wenige Monate, Du Geliebte, wenn die Bäume erst wieder ihr Laub von den Zweigen schütteln, dann halten wir dort unsern Einzug, dann werde ich Dich als mein theures Weib umarmen und nichts soll uns mehr trennen.“

Die Sonne war tiefer gesunken und warf ihre letzten Streifenlichter herüber auf den Abhang des Hügel, wo die beiden Liebenden standen. Die goldenen Kreuze und die goldbesetzten Grabsteine des kleinen Friedhofes blühten noch einmal auf, um dann in dem Schatten der hereinbrechenden Dämmerung zu versinken.

Tiefer Friede lag über der Erde, und die Natur atmete den Rauch eines milden Frühlingabends. Die Liebenden traten langsam den Heimweg an.

Es war Sommer geworden und die Rosen blühten. Aber die blühende Menstrose, die uns der Frühling zeigte, finden wir nicht wieder.

Das herbstliche Schloß, wo einst so reges Leben herrschte, ist seit einigen Tagen still geworden. Auf dem Hof des Hauses, welcher nach dem parkähnlichen Garten fließt, steht der alte Gutsbesitzer, tief gebeugt, die bleichen Lippen gestrichelt von Genuß. Ueber ihm lacht so blau der Himmel und freundlich scheint die Sonne herab.

Der letzte Sprosse des altadeligen Geschlechtes, der hoffnungsvolle Sohn des stolzen Vaters liegt krank und bleich darnieder. Menstrosen ereilte ihn die Krone des Wilderers. Neben ihm am Bett sitzt ein junges Mädchen, die Braut des Verstorbenen. Knechtlich beobachtet sie jedes Aufsteigen, jede Bewegung des schlummernden Kranken.

Tiefe Sünde herrscht in dem verdunkelten Gemach. Hin und wieder geht ernt und leise der alte Hausdiener, um die Befehle der jungen Herrin auszuführen. Durch die offene Glasthür, welche vom Salon in das Krankenzimmer führt, tönen die Schritte des unglücklichen Vaters herein.

Die Sonne neigt sich zum Sinken. Der Kranke beginnt unruhiger zu werden. Wilde Fieberphantasien durchzöhen das erhitte Gehirn, und der stürzende Schlaf, der Geneilung vorbeugen sollte, ist vorüber. Das Fieber ist im fortwährenden Steigen begriffen. Der herbeigerufene Hausarzt zuckt bedenklich die Achseln. „Zu spät! — Zu spät!“ — Noch ein tiefes Nicken, ein letzter brechender Blick nach der Geliebten, — und es ist vorüber.

Durch die Spalten der Vorhänge scheint die Abendsonne herein und wirft ihre letzten Strahlen auf das stille Antlitz eines zu früh heimgegangenen Menschenkinde.

Der Herbstwind faßt über die Haferstoppeln und die Wälder fallen. Der kleine Friedhof des Dörchens ist um ein Grab reicher geworden. An der Mauer unter der Linde hat man ihn gebettet, der einst im Frühjahr so hoffnungsvoll in das Leben hineinblickte. Ein schlichter Hügel mit Gras und Herbstblumen bewachsen, darauf ein epheumrankter Stein, welcher die goldenen Namenszüge trägt.

Am Grabe kniet weinend ein junges Mädchen, in tiefe Trauer gehüllt. Ein Windstoß fährt durch die Zweige des alten Lindenbaumes und schüttelt einen Blätterregen nieder.

„Welles Laub und welles Hoffen.“ „Armes Kind! — Die Wälder, die einst im Frühling zu Deiner Hoffnung grünten, liegen weß zu Deinen Füßen, verweht wie Dein Glück, das der stille Hügel birgt. Das Herz, das für Dich schlug, ist gestorben, die Hand, die Dir den Brautkranz aufs jugendliche Haupt setzen wollte, ist starr und kalt.“ — „Du legst ihm heute den Todtenkranz aufs frühe Grab.“

Die Bäume sind kahl geworden und haben ihr Laub verloren. Der kleine Friedhof am Hügel ist still und verlassen. Das schlichte Grab an der Mauer liegt einsam, die Blumen sind verweht, die Blätter verdorrt, das Gras verdorrt. Nur der Epheu rankt sich noch grün um den Stein, ein Wappenstein der Vergänglichkeits alles Irdischen.

Die verwelkten, braunen Blätter der Bäume sind um den Grabhügel aufgehäuft und auf den Wegen verstreut, und wenn ein Windstoß kommt, dann rauscht es durch das selbe Laub die ewige, traurige Melodie des Vergehens und des Sterbens. Die Wälder werden umhergetrieben, ein willenloses Spiel der Winde, und werden verweht in den Wäldern... Verwehtes Laub, verwehtes Glück.

P. Sch.

Menschenhandel.

Eine zeitgemäße Betrachtung von G. v. S.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung statt Schluß.)

In Jahre 1871 erfolgte sojann das Slavenemanzipations-Gesetz in Brasilien, 1877 die Abschaffung der Sklaverei auf Madagaskar und in demselben Jahre wurde auch zwischen England und Egypten ein Vertrag abgeschlossen, in welchem sich der Verzicht verpflichtete, die Sklaverei binnen sieben, in den Grenzstrichen und im Sudan binnen zwölf Jahren abzuschaffen. Trotz dieser Anstrengungen, namentlich von Seiten der Engländer, deren Kreuzer auch zur Aufbringung von Sklavenschiffen, die unter ägyptischer Flagge segeln, ermächtigt sind, florirt jedoch der Menschenhandel, wie gelangt, im Innern und an den Küsten Afrikas nach wie vor, wobei sich drei große Regionen unterscheiden lassen, nämlich das Gebiet des Sudan, das des oberen Nilthals und das des Hochplateaus im Innern. In dem ersteren sind es, nach den Mittheilungen des französischen Reisenden Delonze, die eingeborenen Fürsten selbst, welche den alleinigen Handel mit Menschen treiben und zu diesem Zwecke Streifzüge unternehmen, in Folge welcher dann ganze Strecken Landes, welche vorher volkreich gewesen, entvölkert sind. Ueberall existiren regelmäßige Märkte und zeichnen sich unter ihnen namentlich die zu Kufa, der Hauptstadt Bornus, aus; in jeder Woche werden hier fünf- bis sechshundert Sklaven umgekauft. In den Thälern des oberen Nil sind es organisirte Bänder, welche auf die Menschenjagd ausgehen. Hier ist es vornehmlich Khartum, am Zusammenfluß des blauen und weißen Nil, wo sich der Hauptmarkt befindet. Am schrecklichsten gestaltet sich der Sklavenhandel aber auf dem Hochplateau Inner-Afrika's, Raum hat der Reisende die Grenzen des Sultanats Zanzibar überschritten, erzählt der Reisende Emil Vanning, so betritt er die Regionen von Ugara und Ulongo, welche man früher den Garten Afrika's nannte. Diese Regionen sind in Folge des Sklavenhandels zu einer menschenleeren, unfruchtbaren Einöde geworden: die wenigen Bewohner beobachten aus ihren unzugänglichen Versteinen in den Wäldern jeden Reisenden oder jede Karawane mit feindseligem Auge. In dieser ganzen Gegend hat der Sklavenfang das Ansehen eines Kaffeetrieges angenommen, der von beiden Seiten mit einer fabelhaften Erbitterung geführt wird. In Katsch, etwa 100 Meilen vom südlichen Ufer des Tanganjika-Sees entfernt, befindet sich das Hauptquartier für den Handel in dieser Region. Camoron, Livingstone und Stanley haben erst in allerneuester Zeit die ganze Furchtbarkeit dieser Sklavenjagden festgestellt, indem Livingstone berechnete, daß jährlich mindestens 350000 Menschen geraubt würden; und in einem Bericht des Londoner Antislaverei-Bereins wird die Zahl der alljährlich geraubten Neger sogar auf eine halbe Million geschätzt. Eine große Zahl dieser Unglücklichen erreicht obendrein niemals ihren Bestimmungsort lebend: Livingstone giebt die Zahl derjenigen, welche auf dem Transport elendiglich umkommen, auf mehr als 300000 an. „Auf beiden Seiten des Weges“, schildert Gess und Köhler, „sehen wir die gebleichten Gebeine der todtten Sklaven. Einige Skelette tragen noch das Krumm, das einzige Kleidungsstück der Neger. Selbst wer den Weg nach Bornu nicht kennt, braucht nur diesen Gebeinen nachzugehen, und er kann bestimmt wissen, daß er sich im Wege nicht irrt. Und der uns leider so früh entzogene Gustav Nachtigal sagt: „Außer der Sklavenjagd, welche den Menschen aus seiner Heimath und von Allen, das ihm lieb und theuer war, raubt und welche natürlich die größten Nothheiten und Grausamkeiten mit sich bringt, sind es der Aufenthalt bei dem ersten Erbeuter oder Käufer und der Transport auf die oft weit entfernten Sklavemärkte, welche Jeder, der dieselben einmal mit durchlebt, auf immer mit unaussprechlichem Haß gegen das ganze Institut erfüllen müssen.“

Aber nicht Afrika allein ist es, wo sich dieses entsetzliche Schauspiel unsern Blicken darbietet. Sehen wir von der Ärtik und anderen nordamerikanischen Staaten ab, so selbst namentlich die Harem's der Großen sowohl mit Neger-Sklaven als auch mit weißen Frauen aus Straffen und Georgien nach wie vor verlorget werden, — in Mexiko und in Brasilien bestand die Sklaverei bis in die allerjüngste Zeit hinein, namentlich ebenfalls noch. Vor drei Jahren meldete ein Correspondent der „Kölnischen Zeitung“ aus Mexiko Folgendes: Vor einigen Tagen erhielt ich einen Brief aus Hidalgo im Staate Chiuhua, dessen Inhalt einem jeden denkenden Menschen in der civilisirten Welt einen Fingerzeig für die Zukunft dieses schönen Landes geben kann. Am 15. Juni trat ein Mexikaner, Namens Anaga in das Gehöft einer Hacienda in Hidalgo und wunderte sich nicht wenig, einen brutalen Sklavenzüchter, der in seiner Jugend im Staate Louisiana ein Schandgewerbe getrieben, auf etwa zwanzig indische Knaben und Mädchen mit einer mächtigen Peitsche unarmberzig loszuhauen zu sehen. Anaga verlor sich sichtlich zwischen dem Aufseher und dem zum Zweck blutenden Opfer zu treten, wurde jedoch in ziemlich großer Weisheit auf die Straße geleitet. Drei Tage nach dem Vorfall ward der Aufseher Quintero vor das Kriegsgericht geladen, wo er in der Person des Herrn Anaga seinen Ankläger fand. Quintero's leugnete keine Schandthat auch in seiner Weisheit, sondern entgegnete dem Richter sehr kaltblütig, daß er nur auf Befehl seines Herrn, eines gewissen Bard, handle, und daß dergleichen Scenen täglich auf den verschiedenen Haciendas seines Herrn vorkämen. Bard ist ein eingewandter Ameri-

kaner und hat große Vänderen von den heruntergelommenen mexikanischen Besitzern gekauft, auf denen es ungefähr vierhundert indische Arbeiter beschäftigt, welche kontraktlich mehrere Jahre lang auf gewisse Bedingungen des Gehezes des Staates Chiuhua ein Festgeld mit seinen Arbeitern machen könne, was er wollte, und damit war die Sache abgethan. Herr Anaga verlor in Folge seines Verschuldungsgefühls seine Geschäftsvorbindungen mit verschiedenen in der Provinz ansehnlichen Amerikanern und die Sklaven des Bard erzielten an den der Gerichtsbarkeit folgenden Tagen boppelte Nationalen Freilassung. Wie ich in Erfahrung gebracht, herrschen ähnliche Zustände auf verschiedenen Haciendas, deren Eigenthümer Amerikaner sind.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Zum Todtenfest.

Der Tag verläßt, die Nacht lohet, In Herbstschwermuth liegt die Welt. Du trübst den Kranz, den blumenloht, Einmuthsvoll um Grabesfeld, Stelbst traugst die Cypressenbäume, Suchst wehrungslos den Seitenstein Und weilt: Wenn noch die Todten träumen, Dein Weib träumt nur von Dir allein.

Da ruft der Mund, der dich entsetzt, Das Haar, mit dem du oft gepielt, Die weiße Hand, die warm dich drückte Und doppelt fest im Leib dich hielt. Da ruft das Herz, die um die Ärtik, Das Deine Sonn' Dein Sternenglanz, Dem ewig Liebe Du geschworen — Denn schmücht Du's mit dem Todtenkranz.

Und rings in Gräbern tiefes Schloien Von Silberlicht, die sich verhoht, Von müden Herzen, die um die Ärtik, Von Jugend, ein so hoffnungsvoll; Und drüber Kreuze, Blumen, Bäume, Durch die der Herbstwind flüchtig lagt, Und läng er leise Schummerpalmen. Was einst das große Niem tagt — Die nicht das tiefste Niebe erhebt, Wer all das Glück zurück jeht brachte Aus eurer Inauerndigkeit Welt! Wer all die Grabesportalen sprengte Ob Niedrigs oder Höhen drüber träumen — So, taufend Himmel schloß er auf!

Nacht sanft, schlafst süß, geliebte Seelen, Im schattensüßen Grabesgrund, Wenn auch die frohen Verdenklichen Nicht mehr erwidern dem Gimmelsrand, Wenn auch der Luft kein Hügel und Dürten Nicht mehr auf eure Hügel weht — Die Liebe stammt an euren Grüften Und zehet, daß sie nie untergeht.

Karl Völkger.

Biographisch von Berthold Anrau.

Ein Ziel schnell zu erreichen Strebt er mit Meisters Lust, Doch wenn Du ihm ein Zeichen Hinweggenommen hast, Kannst Du nunmehr 'i e sehen Auf Märkten alzumal, Wort werden sie erheben Wohl oft in großer Zahl.

Ballisches Räthsel von H. G.

Vom Worte wird ein Mann genannt, Der Worte hilt in Stadt und Land; Und fallen auch zwei Beizen aus, Der Mann, er macht sich nichts daraus, Er bleibt in Halle doch ein Mann, Der sicher Wälden helfen kann.

Annagramm von Berthold Anrau.

Es zog hinaus voll Kampfbegier, Weg fiegrecht keine Föhnen weht, Was man erwieh ihm, können dir Die Beizen, wenn sie anders steht.

Silbenaufgabe von Meta Müller.

Aus nachstehenden Silben sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Fürtzen nennen, und deren Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, drei Namen ergeben, die ihn als herrlichen Feldherrn preisen.

- 1. Nuffische Stadt, 2. Weiblicher Vornehm, 3. Anhangsloß, 4. Griechische Insel, 5. Gebirgssteine in Ärtik, 6. Name, 7. Hünervogel, 8. Kritiker, 9. Mährische Stadt, 10. Fluß in Weitalen, 11. Wallthier, 12. Mährisches Adelsgeschlecht, 13. General im 30jährigen Kriege, 14. Preussische Stadt, 15. Berg, 16. Norddeutsch, 17. Schwedische Stadt, 18. Französischer Stadt, 19. Weiblicher Vornehm, 20. Israelitischer König, 21. Weiblicher Vornehm, 22. Vörschattung.

Büchungen aus Nr. 47.

- 1. Citaten-Räthsel: Was ist unsduldig, heilig, menschlich gut, Wenn es der Kampf nicht ist um's Vaterland.
2. Räthselprung: Wie glücklich ist der Morgenwind! Er schwingt sich auf sein Amra-Nihs Und sagt zu dir und sicut zu dir So leicht, so reich, wie ein Geißhof.
Nicht er hält gebändiget Ein unerbüthlich Müßelgeißel, Wie wohl mein ewig quellend Aug Weltmeere schon des Grams verhoß.

(Dauer.)

Correspondenz zu Nr. 47.

Gedächtnis K. G. D., Alles richtig. Anna St., Otto Gramer, G. Werner 1 richtig, Julius Richter in Nr. 2 richtig.

Verantwortlich Julius Mundelt. — Vörschattung Buchdruckerei (R. Reichmann) in Halle.

